

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

42] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuter.

8.

„Sidi, ich muß fort, gib mir Deinen Segen,“ flehte Assir, vor dem Divan kauend, auf dem seit langen Tagen sein Herr in unbegreiflichem Stumpfsinn ausgestreckt lag.

„Fort? Wohin willst Du denn?“

Assir verbeugte sich nach der Richtung von Sonnenaufgang.

„Nach Mekka? Warum denn?“

„Weil ich muß, Sidi. Im Traum erschien mir der Prophet und befahl mir, Dich zu verlassen.“

„Nicht verlassen? . . . Auch Du, Du willst mich verlassen?“

Und Elias richtete sich in den Kissen auf.

„Erinnerst Du Dich denn nicht mehr des Tages, da ich Dich hier fand, den Tod Deines Herrn beweinend? Wie ein Hund folgtest Du mir und ich nahm Dich wie ein Kind an. Und nun sprichst Du davon, mich zu verlassen? Nun, da ich im Elend und von allen verlassen bin!“

„Sidi, verzeihe mir; nicht ich bin es, der da will, daß ich Dich verlasse.“

Und er bedeckte seines Herrn Hände mit Küssen und Tränen.

„Wer sonst?“

„Allah will es, der Prophet ist's, der mich dazu treibt.“

„Wieder . . . die Religion! Aber höre, Assir, sie bezieht Dir doch nicht, mich sofort zu verlassen. Warte noch ein wenig. Wer weiß, vielleicht bettest Du auch mich bald, wie den Agha, hier auf dieser Terrasse, damit ich zum letzten Male die Stadt sehe, sie, die mir so viel Leid zugefügt hat. Dann umgib mich mit Blumen, Wohlgeruch und Stille; nur keine Klageweiber, die will ich nicht. Nimm dann meine Kleider und Waffen und ziehe hin in Frieden, wohin Allah Dich leitet. Höre mich, ich bitte Dich, ich, Dein Herr, flehe Dich an, wart' noch ein wenig, laß mich jetzt nicht ganz allein!“

Und beide Hände dem früheren Sklaven auf die Schultern legend, bat er ihn von neuem:

„Bleibel Bleibel Du sollst mein Bruder sein!“

Doch das vermeintliche Gebot Gottes verhärtete Assirs Herz, und während seine Augen vor Fanatismus funkelten, machte er sich aus Elias Umarmung mit den Worten los:

„Sidi, es ist die heilige Karawane; die Fakire erwarten mich; ich muß augenblicklich fort von hier: es ist mein Kismet.“

Dann stieg er hinab, auf jeder Stufe das mohammedanische „Credo“ wiederholend; hinter ihm schlug die kleine niedrige Poterne mit lautem Knall zu.

Noch einige Augenblicke zitterte der schwere Türklopper nach; dann versank alles wieder in Stille. Auf seinen Divan zurückfallend, senkte Elias vernichtet:

„Ich wußte es wohl, daß ein Tag kommen wird, an dem ich in Zion auch nicht eine einzige, mitleidige Seele finden würde.“

* *

Von diesem Augenblicke an verfielen Elias Kräfte sehr rasch; in immer kürzeren Zwischenräumen stellten sich die Anfälle des arabischen Fiebers ein; er fühlte auf seinem Schädel den Druck der Goldbarren, deren blendendes Flimmern er stets vor Augen hatte, gleichviel ob diese offen oder geschlossen waren. Auch verfolgten ihn jetzt oft Wahngedanken.

Sobald er sich in seinem Obergemach an die Arbeit setzte oder auf der Terrasse ausstreckte, tauchten vor seinen Augen seltsame Erscheinungen auf, bei denen seine Idole und deren Symbole sich mit biblischen Bildern vermischten und ihm zeitweise Höllenangst einjagten. Die Texte auf Cäcilien's Stidarbeiten fielen ihm ein und Stellen aus den Psalmen; die Verwünschungen des Jesajas dröhnten ihm in den Ohren und unbewußt stammelte er die Namen Salomons und

Zerobeams, Ahabs und Jezabels und aller Könige und Königinnen, die durch ihren Götzendienst den „Ewigen“ erzürnt hatten.

Doch eine Erscheinung verfolgte und quälte ihn ganz besonders: die einer unbefannten, riesenhaften, schroffen, unempfindlichen Göttin, die bald blond war wie Cäcilie, bald grau und düster wie das erträumte Basaltidol. Sie umschlang ihn mit ihren Steinarmen, durchkälte ihn mit dem Kuß ihres Steinmundes, drückte ihn an ihr Steinherz; dann stieß sie ihn von sich und warf ihn über die Mauern hinweg den wilden Tieren zu, die im Todestal umherstreiften.

Und in einer Nacht stand er, von Fieber geschüttelt und von Wahnvorstellungen gepeinigt, auf, verließ die Terrasse und verbrannte in einer silbernen Räucherpfanne, aus der einst die wohlriechenden Dämpfe der Wüstenkräuter sich emporgeföhrt hatten, sein Manuskript von der „Auferstehung des Heidentums“ und das Bild Ntars mit den Annonhörnerin.

Ein dicker, schwarzer Rauch zog sich über die Stadt hin.

Um diesen quälenden Wahnvorstellungen zu entgehen, ließ Elias sein Haus allmählich immer mehr im Stich; er flüchtete sich am hellen Tage und irrte zu Fuß durch die öden Felder oder durch die verfallenen Straßen. Und oft schlief er, von Müdigkeit übermannt, in der Hütte eines Hirten oder an einem Meilenstein auf offener Landstraße ein.

Manchmal setzte er sich auch hinter der grauen Davidsburg auf die dem armenischen Kloster gegenüberstehende, von der hohen Cedar beschattete Bank. Der Traum von Zions Ewigkeit vermischte sich mit dem seinigen, und in der andächtigen Stimmung dieser tausendjährigen Stätte schmolz seine ganze Bitterkeit in sanfter, schwermütiger Entfugung dahin.

Außerdem schienen Orte der Trauer, des Leides und der Verödung eine besondere Anziehungskraft auf ihn auszuüben; mit Vorliebe folgte er Leichenzügen, besuchte Friedhöfe, mischte sich unter BisherprozeSSIONen und hielt sich oft bei dem blinden Kamel auf; aber lieber hätte er dreimal die Munde um die ganze Stadt gemacht, als daß er an der Grabeskirche vorbei oder durch das Fälschergäßchen gegangen wäre.

Fast jeden Freitag begab er sich zur Klagemauer der Juden.

Er sah alle die von den Jahren gekrümmten Rücken, die vom Nöcheln eingesunkenen Brüste, die von Tränen geröteten Augen, die vom Küssen der Steine verblaßten Lippen und die vom vergeblichen Gebet zitternden Hände; er sah dieses ganze menschliche Leid, dieses ganze menschliche Elend in Lumpen, in Schweißtüchern und in Sammetstans, sah, wie es auf die Trümmer eines Tempels losstürzte und mit gleicher Klage, gleicher Verzweiflung und gleichem Vertrauen flehte:

„Eile, eile, Retter Israels! Eile, uns zu befreien, Zions Erlöser!“

Und er beneidete sie fast und hätte am liebsten selbst, zerknirscht aber gläubig, mit der Stirn an die Mauer gestoßen und gebetet:

„Ja, eile, Herr, mich zu erlösen!“

Der alte Rabbi, der einst seine Gülfte mit der Erklärung zurückwies: „Wir sind nicht hergekommen um zu leben, wir kamen her um zu sterben,“ beobachtete ihn unter seiner Pelzmütze hervor, noch hilfälliger, schmutziger, fanatischer als je, während seine rotunterlaufenen Augen und seine zitternden Stirnlöcher zu höhnen schienen:

„Du hast Dich in Jeruscholaim belustigen wollen; nun wohl, jetzt bedecke Deine Seele mit Schmach, und streue Asche auf Dein Haupt!“

Als Elias eines Tages auf dem Kirchhofe, der sich an der östlichen Stadtseite befindet, im Schatten eines Grabmals in Gedanken versunken dafah, sah er den Grafen Bohemund die Umwallung entlang reiten. Vom Helm bis zu den Sporen vollständig gerüstet und bewaffnet, schien er sich in hochgradiger Erregung zu befinden. Augenscheinlich suchte er etwas unter den Umwallungsquadern, an die er von Zeit zu Zeit mit dem Lanzenstift klopfte.

Elias winkte ihm.

Er hielt sein Pferd an.

„Heil, teurer Freund, seid mir gegrüßt! Wie freue ich mich, Euch wieder einmal zu sehen. Schon lange währt es,

daß Ihr uns fliehet. Und gerade jetzt könntet Ihr, als Archäologe, mir einen großen Dienst erweisen.“

„Mit Vergnügen! Welchen denn?“

„Sehen Sie: es ist von großer Wichtigkeit, daß ich die Bresche finde.“

„Welche Bresche?“

„Die Bresche in der Umwallung, damit ich in Jerusalem eindringen und es überrumpeln kann.“

An des Grafen Redeweise gewöhnt, glaubte Elias, jener wolle sich bildlich ausdrücken.

Der andere aber fuhr, mit der Lanze an die Steine klopfend, fort:

„Sie muß sich ganz bestimmt hier in der Nähe befinden. Lanfred machte sich die von Zion zu nütze; aber Hugues de Bermandois berichtet von einer, die in der Nähe des „Goldenen Tores“ liegen soll. Mein Freund, diese Bresche müssen wir finden! Alles ist bereit, alles, meine Bombarden, Sturmböcke, Widder und Angriffstürme wohl ausgerüstet, denn wir müssen uns beeilen. Nicht wahr, Sie wissen doch, daß jene Industrie-Tempelritter ihre Eisenbahn über Abugosch Abu Schusche legen. Schon ist der Grund nivelliert und der Schienenstrang gelegt; in drei Monaten werden sie in Bethlehem sein. Aber sie haben die Rechnung ohne mich gemacht. Nach Jerusalem sollen sie nicht kommen; das werde ich vor ihrer Ankunft in meinen Besitz gebracht haben. Verstehen Sie, mein Freund? Aber Sie müssen mir jetzt helfen, die Bresche zu finden.“

Durch seine Rüstung beengt, kletterte er mühsam aus dem Sattel, setzte sich neben Elias und breitete auf dem Reichensteine ein Pergament mit verzwickten Zeichnungen aus.

Elias hörte ihm gefällig zu. Als der Graf aber endlich wieder weitergaloppierte und sein großer, schwarzer Mantel sich hinter ihm wie eine Trauerfahne blähte, dachte Elias voller Trauer:

„Armer Ritter! Hier siehst Du, graufames Zion, was Du aus Deinen Verehrern machst.“

9.

Es war am Nachmittage des Karfreitages.

In seinen weißen Burnus gehüllt und den Kopf mit einem Damascener Schleier bedeckt, stieg Elias Stufe für Stufe seine steile Treppe hinab. Lange und zärtlich umfaßte sein Blick das alte sarazenische Gebäude mit seinem Hofe aus roten Marmorfliesen, seinen kunstvollen Säulen, seinen schattigen Arkaden und geheimnisvollen Mouscharabis. Dann zog er hinter sich die schwere, kleine Pforte zu, überschritt den von wildwachsenden Blumen strotzenden Vorhof, ging durch das kleine düstere Gäßchen und ließ sich, auf dem großen, grell beleuchteten, öden Davidsplatz angelangt, müde auf einen Eckstein sinken.

Er sah außerordentlich blaß aus; bei jedem Herzschlage empfand er einen stechenden Schmerz.

Rings umher breitete sich der Frühling aus, jener flüchtige, schmudlose, ernste Frühling der abgestorbenen Oberstadt.

Zwischen den blanken Steinen waren Klatschmohn und Gänseblümchen hervorgesproßt, in den Schießscharten wucherten Gerstenhalme, und im Schatten der Feigenbäume machte sich Hahnenfuß breit.

Er erinnerte sich des einen Ostermorgens, der diesem Karfreitagnachmittage ähnelte, und an dem er seine Seele mit diesem Hügel, sowie sein Töchterchen mit einem zwischen dem Pflaster emporgesproßten Makliebchen verglichen hatte.

Ein schmerzliches Bedauern, all dieses verlassen zu sollen, durchzuckte ihn.

Doch schnell bestärkte er sich wieder in seinem Entschlusse, stand auf und sättigte seinen Blick noch einmal mit allem, was ihm hier so lieb gewesen war: dieser Stille und Klarheit, diesen Ruinen, der ganzen Größe des Verfallens. Dann entfernte er sich mit langsamen, aber festen Schritten.

In der Christenstraße waren alle Läden geschlossen; die Eintwohner und Pilger befanden sich in der Kirche. Ohne weiteren Aufenthalt gelangte er bis zum dunkeln Gäßchen der Maler, wohin er seit Jahren nicht mehr gekommen war.

Infolge eines neuen Schwächeanfalles blieb er einen Augenblick stehen.

Aber sogleich raffte er sich wieder auf und schritt nun ruhig weiter, mit gesenkten Lidern und einem Zuge bitterer Enttäuschung um den Mund, doch mit solch einem Ausdruck von Hoheit auf der Stirn, daß sein weißer Schleier und der lange Mantel bis zu dem im Staube schleppenden Saume nur ein Abglanz jener strahlenden Hoheit zu sein schienen.

Hinter dem Kerzenvorhang seiner Höhle hockend, beobachtete Elamin — mit dessen Herrlichkeit es schon längst wieder vorbei war — das Gäßchen von einem bis zum anderen Ende, blickte nach rechts, schaute nach links, spähte nach einem Kunden aus, lauerte auf eine Beute.

Plötzlich wurden seine unablässig umherirrenden Augen starr. Sein Gesicht färbte sich dunkelgelb und er fuhr so heftig zusammen, daß die um ihn hängenden Kerzen wie von einem Windstoß bewegt, hin und herschaukelten.

Am liebsten wäre er ganz in den Hintergrund, mit dem Gesicht an die Wand, gekrochen, doch vermochte er seine Augen nicht von jener leuchtenden und doch so traurigen Gestalt abzuwenden, die sich ihm in der Dämmerung des Gewölbes näherte.

Schon war sie im Begriff, ruhig an ihm vorüberzugehen, als Elamin mit verzweifelter Anstrengung den Kerzenvorhang beiseite schob, von seinem Sitz herabsprang und sich ihr vor die Füße warf.

„Sidi, habe Mitleid! Verzeihe mir!“

Unwillkürlich wich Elias zurück und suchte seinen Weg fortzusetzen.

Doch Elamin klammerte sich an ihn und bedeckte seine Hände mit Küssen.

„Sidi, verzeihe mir! Wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich bin, würdest Du Mitleid mit mir haben.“

Dabei hob er sein alt gewordenes, abgemagertes, von geheimer Schande durchfurchtes und von Tränen überschwemmtes Gesicht zu seinem früheren Herrn empor.

Ihre Blicke trafen sich.

Aus Elias Augen strömte ein Strahl unendlicher Güte hervor.

„Schon lange habe ich Dir vergeben,“ sagte er mild, „ziehe hin in Frieden.“

Dann stieg er die Stufen zum Heiligen Grabe hinab und schlug den Weg nach der Via dolorosa ein.

Und eine „Via dolorosa“ war sie zu dieser Stunde wirklich.

Büßerprozessionen kamen ihm entgegen, die einen auf der Rückkehr von Gethsemane, die anderen von den Umwallungsmauern, die sie, je nach dem Grade ihres Sühneliriums, fünf- oder siebenmal umschritten hatten.

Alle waren mit Dornen gekrönt und trugen auf der Schulter Kreuze, oft von solcher Größe, daß sie manchmal am Boden nachschleiften. Die Einen waren mit Totenhenden, andere mit Bußsäcken bekleidet, alle aber waren hager, blaß, abgezehrt, von Anstrengung und Ermüdung erschöpft, mit Staub und Schweiß bedeckt, mit nackten Füßen, blutender Stirn, schwieligen Händen und zitternden Lippen. Die Seele vom Körper gelöst, den Körper mit ihrer Bürde beladen, so schritten sie wie in schlafwandelndem Zustande hinter einander her, ohne etwas zu hören, ohne etwas zu sehen, oder ohne das Gesehene auch wirklich wahrzunehmen.

Fast alle sahen häßlich, gewöhnlich und ärmlich aus; aber ihr irdisch unschönes Aussehen verklärte die himmlische Schönheit der Verzückung und um die Dornen an ihren Schläfen wand sich bereits der goldene Heiligenschein des Martyriums.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gänsehof.

Von E. Preczang.

(Schluß.)

Witwe Tziewitsch schluchzte: „Ich geb' ihn nicht her, Herr. Für alles Geld in der Welt nicht. Sein Geist kriegt ja keine Ruhe.“

„Da kennen Sie ihn schlecht. Der gute Bonifazius! Er hat's mir einmal im Vertrauen gestanden — hier lag Moser — daß es nur an Ihnen liege. Er selber — verzeihen Sie dem Toten, Frau Katharina — wollte lieber heute als morgen seinen sämtlichen Gänsen den Hals umdrehen, wenn er nur aus diesem Stall hier herausträte. Sagte er! Und Sie? Sie sind noch nicht alt, Frau Tziewitsch —“

„Eben über die Vierzig.“ Jetzt lag sie.

„Na also. Wollen Sie sich hier begraben?“

In diesem Augenblicke lehrte der Hirt mit den Gänzen heim. Der Hund sprang ihnen entgegen; sie erhoben ein fürchterliches Geschrei.

„Hören Sie?“ Frau Katharina war blaß geworden. „Das ist seine Stimme. Ich soll nicht. Nein!“ Sie hob die Augen zur Decke. „Fürchte nichts, Bonifazius. Ich hab's Dir in die Hand geschworen.“ Dabei blieb sie.

Moser ging und schlug wütend die Haustür zu. Ein Stück Kalk fiel ihm auf den Hut. Er sah nach oben. Ein Biß ging durch die

Wand. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn: „Bausfälligkeit!“ Er bejah sich den Siebel. Der neigte sich ein wenig auf eine Seite. Moser begann zu pfeifen. „Hallo! Greifen wir es einmal aus dem Punkt an!“

Schon am folgenden Tag ging eine Denunziation an die Behörde ab: der bausfällige Gänschhof bedrohe Leben und Gesundheit der Passanten. Die angesehensten Bürger bezeugten es durch ihre Unterschrift.

Bald darauf erschien eine Sachverständigenkommission, darunter ein Regierungsbaumeister, der beim Anblicke Mosers erstaunt sagte: „Ah, Sie?“

Eine gelinde Blässe schloß dem Angeredeten ins Gesicht: „Ich habe nicht die Ehre —“

„Doch, doch. Wissen Sie nicht — in Berlin?“

„Man kommt mit so vielen zusammen.“

„Freilich, freilich.“ Ein Lächeln. „Wenn man baut.“

Dann mußte Moser den Führer spielen. Frau Trielewitsch erschauerte, als der Besuch kam. Aber sie hatte sich bald genugsam gefaßt, um die Kommission von den langjährigen Zwitterigkeiten zu unterrichten. Die Denunziation sei ein ganz gemeiner Raubakt.

Moser protestierte und zeigte ein faustgroßes Stück Kalk, das ihm, wie er sagte, fast die Schädelbede durchgeschlagen.

„Untersuchen wir.“ Der Baumeister stieg die Leiter hinauf.

„Der Riß geht nur durch den Fuß. Der Siebel allerdings — hm. Eine Kleinigkeit. Kann noch hundert Jahre so stehen.“

Die Kommission kroch durch das ganze Haus, in sämtliche Keller- und Bodenecken. Endlich fand man sich wieder in der Stube zusammen. Frau Trielewitsch servierte Obstwein. „Er hat ihn so gern getrunken, mein Seliger.“

Der Baumeister ließ sich eine Würste geben: „Es hängt allerlei in Ihrem Haus, das besser draußen wäre. Diese Spinnweben zum Beispiel. Ueberhaupt würde es nicht schaden, wenn einmal gründlich ausgefegt würde. Aber das geht uns nichts an. Einige Reparaturen sind notwendig, Frau Trielewitsch. Es wird Ihnen darüber noch ein Bescheid zugehen. Aber bausfälligkeit ist Ihr Haus nicht. Ich glaube, es überlebt unsere Kinder, wenn Sie es nicht abtragen lassen. Ich wünschte, Herr Moser, Sie hätten in Ihren Berliner Kästen so gutes Material verarbeitet und sie auf so feste Beine gestellt wie das hier gesehen ist!“

„Es tut mir leid, Herr, daß Sie mit Ihrer Anzeige kein Glück gehabt haben,“ sagte Frau Trielewitsch voller Teilnahme.

Moser war schon draußen. —

Der Prozeß, den die Witwe des Gänschmüllers gegen den Millionär weiterführte, fiel zugunsten des letzteren aus. Er mußte zahlen, vor allem: er hatte Unrecht bekommen! Das schürzte seinen Haß gegen den „Gänschfall“ mächtig. Wo zwei oder drei Bürger zusammen waren, heßte er. Besonders die, die an der Gänschpassage wohnten, wurden von ihm so lange aufgeschreckt, bis eine allgemeine Empörung und Nervosität Platz griff. Das Geschnatter machte sie krank, behaupteten einige. Andere sprachen von der verpesteten Luft, die bald eine Epidemie erzeugen werde. Und die dritten fragten, ob das da auf der Straße etwa schön sei und in eine vornehme Villenkolonie passe — zu einer Zeit, wo man selbst die Pferde abzuschaffen bemüht sei.

Der Automobilbesitzer war Mitaktionär bei der Terrängeellschaft. Er ging den Berliner Hintermännern Mosers zu Leibe und schwor, daß der unfähige Kerl, der Moser, ihnen schon Hunderttausende „versaut“ habe, weil er es nicht einmal fertig brächte, einen lumpigen Gänschfall vom Erdboden zu tilgen. Sollte denn noch ein anständiger Mensch nach Waldfrieden ziehen?

Die Berliner ließen den Angegriffenen kommen und frommelten nicht schlecht auf ihm herum. Er wehrte sich, so gut es ging. Aber der „Schandfleck“ blieb — und die Tatsache, daß er die Bodentwerte ungünstig beeinflusse, ebenfalls. Also für nichts und wieder nichts kriege er weder Gehalt noch Lantkeme — mithin: wenn er keinen Regierungswechsel in der Kolonie wünsche — —!

Moser wußte genug. Sentimentale Rücksichten kannten die nicht. So wenig wie er selber. Seine Stellung war erschüttert.

Der Regierungsbaumeister mußte auch irgendwo geplaudert haben. Ein paar alte Gläubiger meldeten sich plötzlich. Moser zahlte natürlich nicht. Eine Einladung zum Offenbarungszeit war die Folge. Das rührte ihn weniger. Dann war eben das halbe Duzend voll. Nur, daß es diesmal wieder einer „mit Schiebungen“ wurde, — um die „Ersparnisse“ zu retten.

Aber das Ganze griff ihn an. Der Ehrgeiz kam auch ins Spiel. Er kriegte trübe „Gesichter“. Sein „Amulett“ mußte her. Er betrachtete es öfter und öfter, erfüllt mit bangen Ahnungen von der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit und Größe. Sollte es ihn doch noch mit einem Aft in Verbindung bringen? Die „Ersparnisse“ waren nicht groß; wenn Moser viel verdiente, verschleuderte er nicht wenig. Es mußte also etwas geschehen. Etwas Bedeutendes, das allen Verlegenheiten ein glänzendes Ende bereite. Um es kurz zu sagen: ein „echter, rechter Moser“, daß die andere Mund und Nase aufsperrten.

Was? Er ließ sein „Amulett“ wie einen Pendel vor sich hin- und herschwingen. Von da mußte die Inspiration kommen.

Und sie kam. Schon nach einer Viertelstunde.

Da reckte sich Moser, sah mit glänzenden Augen vor sich hin und sagte: „Donnerwetter! Don—ner—wet—ter!“

Eine halbe Stunde später trat er bei Frau Trielewitsch ein.

Sie empfing ihn voller Milde und stillem Verzeihen: „Sie haben mir lange nicht die Freude gemacht, Herr.“

„Arbeit, Frau Trielewitsch, Arbeit. Viel Ärger obendrein. Darf man sich nach Ihrem Befinden erkundigen?“

„Danke für gütige Nachfrage. So lange mein Haus steht — und ich hoffe, mich wird es aushalten —, so lange bin ich zufrieden. Und Ihnen? Es ist Ihnen doch hoffentlich nichts auf den Kopf gefallen, Herr? Als Sie hereinkamen, Herr?“

„Lassen wir die alten Geschichten, Frau Katharina.“

„Es würde mir aufrichtig leid getan haben, Herr.“

„Versöhnen wir uns!“

„Ich bin nicht nachtragend, Herr.“

„Darf ich mich setzen und wollen wir eine Flasche Fruchtwein miteinander trinken?“

„Ich ziehe Ihnen den Stuhl nicht fort, und die Flaschen verstauben im Keller, seit mein Bonifazius dahingegangen ist, von wo keiner wiederkommt. Aber ich glaube nicht, daß die Grundstückspreise auf die Hälfte herabgegangen sind, Herr. Ich verstehe wenig davon. Sie müssen es mir nicht übernehmen. Sehen Sie, da habe ich doch noch eine volle Flasche.“

Sie schenkte ein: „Glauben Sie an Geister, Herr?“

Er dachte an den Strid: „Nikantur.“

„Lezte Nacht war Bonifazius hier. In meinem Bett. Lachen Sie nicht, Herr. Fünf Finger hielt er hoch. So.“ Sie spreizte die Hand. „Ich meine nur: er wollte sagen: geh nicht ab davon! Sie wissen schon. Wenn ich es doch täte, er käme jede Nacht, das ist sicher. Ich hielt's nicht aus. So allein wie ich bin.“

„Sie bedürfen einer männlichen Stütze, Frau Katharina. Wollen Sie meine Frau werden?“

— — — „Herr!“ — — —

„Es ist ein erster Antrag!“

— — — „Herr!“ — — —

„Oder sind Sie mir böse?“

„Nicht böse, was man so eigentlich böse nennt. Aber Sie sollten keinen Spaß mit meinem Herzen treiben. Ich bin man eben über die Bierzig, Herr.“

„Es ist kein Spaß! Und Sie geben noch eine hübsche junge Frau ab.“

„Darf ich mir Bedenkzeit bis morgen ausbitten, Herr?“ Ihre Stimme zitterte und ihr Gesicht rötete sich vor Freude.

Er ging: „Werfen Sie Ihr Glück nicht von sich, Frau Trielewitsch!“ — — —

Sie tat's nicht. Der lebendige Moser überwand den seligen Bonifazius. Frau Katharina kam nicht mit leeren Händen. Er hatte es schon von einem Auskunfts-bureau.

Die Berliner bewunderten ihn. Die Waldfriedener feierten seinen Opfermut. Denn nun fiel der Gänschhof. Anlagen sollen sich an seiner Stelle erheben mit dem Teich als Mittelpunkt. Die Gänschweide wird Lawn Tennisplatz.

Die Quadratrute hat einen menschenwürdigen Preis. —

Kleines feuilleton.

Theater.

Deutsches Theater. „Der Tartüff.“ Lustspiel in 5 Akten von Molière. Uebersetzt von Ludwig Fulda. „Die Mitschuldigen.“ Lustspiel in drei Aufzügen von Goethe. Frank Wedekind, der Vielseitige, der in dem Rüngener Kabaret der elf Scharfrichter seine Gedichte zur Laute vortrug und in dieser Saison, bei dem Kleinen Theater voranstalteten Aufführungen seiner Dramen als Doktor Getmann sehr erfolgreich debütierte, dann freilich in der Rolle des Marquis Keith den Mangel darstellerischer Schulung um so deutlicher verriet, ist von Direktor Reinhardt wohl in der Hoffnung, daß der Name auch weiterhin zugkräftig auf das Publikum wirken werde, engagiert worden. Reinhardts unruhige, immer nach Neuem ausschauende Experimentierlust, eine Eigenschaft, die gewiß oft auch sehr glücklich gewirkt, und ihn zu manchem glänzend gelungenen Wagnis mit angetrieben haben mag, scheint hier das künstlerische Urteil arg getrübt zu haben. Die erste Probe im „Tartüff“ fiel, wie kaum anders zu erwarten war, ungünstig aus. Wenn Wedekind als Darsteller des wunderbar verrückten Schönheitsfanatikers in seiner „Siballa“ gespannt und gefesselt hatte, so lag das daran, daß die trodene, ihm eigene Art zu der Figur dieses Doktrinärs vorzüglich paßte, und daß sein Spiel hier als persönliches Bekennnis empfunden wurde, wodurch das in sich selbst vollkommen unklare und zerfallene Stück in der Aufführung etwas vom Werte eines psychologischen Dokuments erhielt. Man war frappiert, als man bei Wedekinds Verkörperung des Helden sah, wie ernst er die im Grunde so burlesken Phantasien nahm. Sein Marquis Keith, bei dem diese speziellen das Interesse erregenden Umstände fortstelen, bot deshalb einen viel zuverlässigeren Maßstab der Abschätzung. Der Eindruck, den Wedekind in diesem zweiten Stück machte, ist wesentlich durch seinen Tartüff bestätigt worden. Wohl war die Maske, in der er den Molièreschen Heuchler gab, geschickt gewählt, aber dem Spiel gebracht es an der Fülle der Nuancen; er hielt sich in dem Umkreis einiger weniger Töne und fügte dem stereotypen Bilde nichts Neues, Radendes aus eigener Phantasie hinzu. Mimik und Sprache hatten etwas Eintöniges. Bei der

küsterne Werbung um Elmire, der effektivsten Szenen des Lustspiels, verhalten die Worte größtenteils ganz unverständlich, so leis und hastig wurden sie hervorgestoßen. Das wenig klangvolle Organ erschreckte hin und wieder durch häßlich breite Töne von dialektischer Färbung. Eine stärkere, ja starke Wirkung erzielte er allein in dem Momente, in der der Kriecher seine Hülle fallen läßt, und in gepreßter Wut, ein zum äußersten entschlossener Verbrecher, Orgon Rache androht. Auch im übrigen blieb die „Tartuff“-Vorstellung trotz mancher brillanten Einzelleistungen, so *Lilla Durieux' Elmire* und *Hedwig Wangel's Madame Pernelle*, als Ganzes genommen, hinter dem Niveau der früheren Reinhardtischen Klassikeraufführungen beträchtlich zurück. Es fehlte der einheitliche Zusammenklang. *Georg Engels* wandte den Orgon völlig ins Possenhafte und *Else Heims* wußte mit der *Boze Dorine* wenig anzufangen, sie war vorlaut nach Vorschrift und hüßlich, doch ohne rechte Drolerie und Anmut.

Um so besser klappte alles in der altmodischen Alexandriner-Verzömmel aus *Goethe's Leipziger Studentenschemestern*. In Szenenführung und Spiel ließen das Zeitalter behaglich, anschaulich hervortreten, und die naiven Ungelenkigkeiten in der Szenenführung erhöhten noch die Vergnügbarkeit. Man sieht da recht bedenkliche Sachen. Der junge *Ehemann Sophie's*, ein Säuerer und Spieler, der faulenzend seinem Schwiegervater, dem alten Wirt, auf der Tafel liegt, schleicht auf das Zimmer eines Gastes, der mit *Sophie* schon tut, plündert die Schatulle und wird zum unfreiwilligen Zeugen davon, wie man ihm Hörner aufsetzt. Auch der neugierige Herr Schwiegervater, der heimlich in den Briefen des Fremden stöbern wollte, kommt angeschlichen. Als der Diebstahl bekannt wird, glaubt die Tochter, daß der Vater, der Vater, daß die Tochter den Coup verübt, und der alte ist erbärmlich genug, seinen Verdacht dem Fremden mitzuteilen. Schließlich gelangt, da sich der Ehemann und Täter verplappert, die Wahrheit an den Tag. Das Soll und Haben gleicht sich auf allen Seiten aus. Die Mitschuldigen, die sich nun wechselweis nichts vorzuwerfen haben, sind, scheint es, ganz zufrieden miteinander. Das Puppenhafte der Figuren in ihrem Hin und Her rückt sie in einen solchen Abstand von dem Zuschauer, daß, was die Empfindungen sonst verlegen mühte, weit hinter das Possierliche zurücktritt — wenigstens wenn ein so froh gelauntes Spiel dem Komödiantischen zu Hilfe kommt. *Engels* als ängstlich neugieriger Wirt schwamm hier recht im Elemente seiner Komik. *Paul Wiensfeldt* gab dem lumpigen Sölller eine höchst humoristische Mischung von Seelenfrieden, durchtriebener Piffigkeit und alkoholischer Verblöbung. *Winterstein* war ein stattlicher Alceß, *Luci Höflich* eine reizend muntere und unternehmungslustige *Sophie*. Der Weisfall, spärlich beim „Tartuff“, klang hier voll und laut. — dt.

Kunst.

e. s. Bilder französischer Meister vereinigt der Kunstsalon *Cassirer* zu einer interessanten und gewählten Ausstellung. Viel neue Sachen sind nicht dabei, doch man sieht gute Arbeiten immer gern wieder und prüft dabei die Nachhaltigkeit des Eindrucks. So konstatiert man, daß die Schönheit der *Monet'schen* Bilder, ein paar Stücke aus der Serie „*Waterloo-Brücke*“, die im vorigen Jahr entzückte, in gleicher Stärke durch das nochmalige Sehen bestätigt wird. Ein Feuerwerk von Farben in der „*Sonnenbeleuchtung*“, eine verschleierte Harmonie voller Düst bei „*träubem Wetter*“. Das Objekt, das Gesehene, verflüchtigt sich beinahe ins Unwesentliche und es bleibt unter den Händen des Malers nur die schimmernde Oberfläche, die fast unwirklich erscheint. Die Wasserfläche ist ein ruheloses Meer von Tönen, es blüht und flirrt darin. Wie eine phantastische Erscheinung bauen sich hinter luftig-grauen Nebeln die Massen der Brücke, die sich in Vogen über das Wasser spannen, auf. Das Gewimmel der Spaziergänger wirkt wie ein pridelndes Konzert von Farben und man denkt an die feinen Holzschnitte der Japaner, die oft mit Geschick dieses Motiv der über eine Brücke strömenden Menge verwenden. Auch der Ausschnitt ist ein ähnliches, die Wasserfläche vorn, schräg hin die Brücke, von links nach rechts laufend. Da der Impressionismus in Paris unter dem Einfluß der japanischen Kunst entstand, so ist ziemlich mit Sicherheit anzunehmen, daß *Monet* dies Motiv der japanischen Kunst entnahm. Auch das stimmt damit, daß *Monet* darauf kam, ganze Serien des Motivs zu malen in verschiedener Beleuchtung. Auch die Japaner machen es so. Sie malen „hundert Ansichten“ einer und derselben Landschaft zu immer wieder wechselnder Zeit.

Gleichwertig neben *Monet* steht *Bissarro* mit zwei schönen Landschaften. Das eine ein Parkbild „*Stadtgarten*“ betitelt, in locker silbernen Tönen. Auch hier entzückt die subtile Art, mit der das Figürliche dem Ganzen eingefügt ist. Namentlich die Damen, die vorn unter dem Schatten eines Baumes sitzen, sind leicht und doch sicher hingesezt. Da lebt jeder Strich und dennoch fügt sich alles zum festen Gesamteindruck zusammen. Eine besondere Vorliebe erhält das Bild durch die silberne grüne Farbestimmung, die über dem Ganzen liegt. Wie lebhaft sind die Kinder gesehen, die im Sande spielen, die dicke Frau, in Grau gekleidet, die auf den Zuschauer zukommt. Natürliches Leben, unbeobachtet erlaucht, in vollendeter Farbenschönheit. So leise ist da alles gegeben und klingt nie ganz aus. Man kann solch' ein Bild lange betrachten. Immer wieder findet man neue

Reize. Im Gegensatz dazu breitet sich über das andere Bild, ein Stück Ackerland, ein goldiger Schimmer, der ruhig über dem Ganzen liegt. Auch hier ist alles, der Weg über Land, die Bäume, das Gras am Boden, in zartesten Nuancen gegeben. Der Maler scheut das Allzu-Große, Sinnfällige.

Aehnlich, aber noch subtiler in den Einzelheiten, noch schwingender in Atmosphärischen, malt *Sisley* einen Sommertag im Grünen. Ein Motiv ohne Inhalt. Kaum eine Landschaft. Ein anspruchsloses Stück Wiesenland, auf dem ein Baum steht. Aber der Himmel darüber hat ein so leuchtend rosiges Grau, das Grün ist so leicht und fein, daß die ganze Schönheit eines Sommertages in dieser Bilde mit unauffälliger Betonung erzählt ist. Das Weiße, Graue in der Luft solch eines heißen Tages ist vorzüglich gegeben, ebenso die Ruhe, das Schweigen in der Fülle, das Warten.

Ganz anders malt *Manet* solch einen Naturanschnitt. Er ist derber, robuster, zugleich eleganter, bewußter. Was bei *Sisley* unentschieden, in seiner Zartheit der Nuancen unendlich subtil ist, das treibt *Manet* bis zum Äußersten in der Schärfe des Vortrages. Was bei *Bissarro* leise sich meldete, das Hindrängen zum Stil, bei *Manet* ist es zum Durchbruch gekommen. Das Motiv: eine Gartenbede, alles in volstem Grün prangend. Mit Entschiedenheit ist diese Fülle des Grünen betont. Strich an Strich voller Verbe und Bewußtheit. Bei uns hat *Trübner* von *Manet* gelernt. Auch er bevorzugt in seinen Landschaften dieses tiefe, breite Grün, das zugleich den Ton der Luft so fein wieder gibt. Bei *Manet* stimmt alles, ist in kleinste Teilchen zerlegt, aus diesen baut sich der Eindruck auf. Bei *Manet* ist alles Klarheit, Deutlichkeit, Stil. *Manet* führt das Vielfältige auf das Wenige zurück. Darum diese monumentale Ruhe selbst in seinen Landschaften.

Bei *Renoir* muß man zwei Perioden unterscheiden. In der einen malt er in braunen, schwarzen Tönen sehr vornehm und locker Ausschnitte aus dem Leben, meist Damen in der Loge im Theater. Das gelbliche, dämmerige Licht ist dem Milieu günstig. Unwillkürlich ist die Erscheinung in eine dem *Meliorlicht* ähnliche Beleuchtung gerückt. Da beobachtet *Renoir* sehr fein und ist, wenn auch äußerlich unmodern, so doch von äußerster Lebhaftigkeit und Schönheit. Es liegt eine alte, schöne Reife über seiner Kunst. Dann huldigt er dem Freilicht. Und es ist, als wollte er resolut übertreiben. Es ist, als hätte er noch nicht die Fähigkeit, wirklich getreu zu sehen. Dieses Man, das er gibt, dieses Rot, sie haben so etwas Verblasenes, die Gesichter so etwas Süßliches, der Ausdruck etwas Starres. Nur das eine merkt man: Hier ist schon der Anfang der modernen französischen Karikatur und Zeichnung zu spüren. Das sind Farben, die neben den Arbeiten von modernen Zeichnern Frankreichs mit Ehren bestehen können. Auch hier lebt schon ein karikaturistischer Stil, geboren aus einer unvoreingenommenen, temperamentvollen Betrachtung des Lebens. Aber künstlerisch feiner erscheinen die alten, brauntonigen Bilder, ein Bild, das diese Betrachtung abschließt, das eine Loge zeigt, in der eine Dame sitzt, während ein Kind im Profil sichtbar ist, steht als Beweis dafür, daß *Renoir* in dieser Art eine Ruhe der künstlerischen Sammlung, eine Reife und Schönheit in der Pracht der Farben erreicht hat, die seine andersartigen, helleren Bilder nicht haben.

Zum Schluß muß noch ein Bild von *Meunier* erwähnt werden, das auf der großen Ausstellung nicht zu sehen war, das aber eines der besten Bilder von *Meunier* ist. Es stellt einen Zug Arbeiter dar. Die Typen sind fest herausgearbeitet. Es ist Bewegung in dem Zug. Die Farben sind düster. Das Ganze ist zeichnerisch angelegt. Prachtvoll arbeiten sich die wenigen Farben aus dem düsteren Hintergrund heraus. Es ist Strenge und Stil in dem Bilde. —

Notizen.

— Ein Preisauschreiben für mehraktige dramatische Dichtungen erläßt die Zeitschrift „*Deutscher Kampf*“ (Leipzig, Kronprinzenstr. 70). Der erste Preis beträgt 1000 M., der zweite 500 M. —

— *Rudolf Rittner* hat ein neues, vieraktiges Schauspiel vollendet: „*Karreglanz*“. —

— Im Wiener Bürgertheater fand ein neues Volksstück, „*Wurmstich*“, lebhaften Weisfall. Verfasser ist ein Wiener Landesgerichtsrat. —

— 200 000 Mark wird die soeben beschlossene Neubearbeitung des Verzeichnisses der Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg erfordern. Die Veröffentlichung wird zum Teil mit farbigen Abbildungen ausgestattet werden. —

t. Der kleinste Elektromotor der Welt befindet sich nach Angabe des „*American Machinist*“ im Besitz eines Elektrotechnikers und Uhrmachers in Texas. Der winzige Apparat wiegt knapp 2 Gramm und wird durch den Strom einer kleinen Chlor-silberbatterie betrieben. Die Magneten sind aus zwei sehr feinen Stücken Eisenblech hergestellt, die sorgfältig abgeschabt und poliert sind. Als Leiter wird nicht Kupfer, sondern Gold benutzt. Die Magneten werden durch goldene Schrauben zusammengehalten, sind mit sehr feinen seidebesponnenem Golddraht umwunden, und die Stäbe des Umschalters bestehen gleichfalls aus Gold. —